

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 260. Bromberg, den 8. November 1936

Der tolle Achaz.

Roman von Joh. Wilhelm Hendel.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Glücklicherweise läßt ihn Frau Therese, deren Alter er auf 50 Jahre schätzt, gar nicht zu Wort kommen. Daß sie in ihm ihren Sohn wiederfindet, obwohl sie ihn seit einer stattlichen Anzahl von Jahren nicht zu vermissen schien — daß sie sich ehrlich freut, daß sie ihn mit Liebkosungen überhäuft, daß sie kleine Abweichungen in der Ähnlichkeit seines Doppelgängertums nicht bemerkt oder mit Veränderungen durch das Kriegsleben und die Säbelnarbe auf seiner Wange erklärt und bedauert — das alles stürmt auf Achaz wie eine Wolke von Fröhlichkeit ein.

Und doch packt ihn unvermittelt, während er seinen Kopf der fremden Frau auf die von zarten Blütenduft umströmte Schulter legt, die zwischen feinen, weißen Spitzen aus dem blauen Samt emportaucht, die unermeßliche Trauer des Lebens. Jener Ullius, ihr echter Sohn, ist nun längst schon zerfallener Staub, während er, dank seiner unerklärlichen Ähnlichkeit, des Naturspiels letzte Tönung und Folgerung, unter einer guten Maske genießen und dieser Mutter eine tröstliche Illusion geben darf, nach der ihr Herz stürmisch verlangt . . . Dieser Gedanke söhnt ihn mit der Unwirklichkeit seiner Lage aus.

Seltsamer Weg des Schicksals . . .

Und endlich kann er sprechen, und sie freut sich, daß seine Stimme so viel männlicher, ernster und dunkler geworden ist, und er erwidert stolz, daß diese Erscheinung auch eine Wirkung des Kriegslebens, des rauhen Tons und Befehlens des Kämpfers und Siegers sei.

„Und du — bist noch schöner und auch jünger geworden", erwidert er, um doch wenigstens etwas Persönliches zu sagen.

Sie lächelt und streichelt seinen Kopf. Achaz zweifelt, ob die Zwangslage, in die ihn Schlabrendorf brachte, wohl einen Sinn besitzt? Aber da sagt Frau Therese das entscheidende Wort: „Du hättest ein Recht, mir böse zu sein, weil ich mich in den vergangenen Jahren nicht mehr so um dich bekümmerte, wie es meine Pflicht war . . . aber ich wußte dich ja in sicheren Verhältnissen, und das Erbe fiel dir zu . . . ich selbst hatte soviel mit mir zu tun! Und der Mann, den ich wie mein zweites Ich liebe, verlangte den letzten Einsatz meiner Person und all meine Talente für seine Zwecke. Ich wußte oft nicht, wo ich anfangen und aufhören sollte, so viele Verpflichtungen riefen nach mir. Ich bin froh, dich wieder einmal gesehen zu haben . . ."

„Wieder einmal? — Ja, bleiben wir denn jetzt nicht zusammen?" — Achaz legt ein sehr großes Erstaunen in die Frage, obwohl ihm nichts willkommener sein kann als die Aussicht, mit dieser „Mutter" nicht dauernd zusammen zu sein. —

Schlabrendorf bittet, in seine Wohnung heraufzukommen.

„Ich erkläre dir alles", sagt die schöne Frau in einer Verlegenheit, deren zarte Schattierungen Achaz mehr für Angst als für Aufrichtigkeit hält.

Aber sie kommt noch nicht gleich zu Selbsterkenntnissen. Denn da ist zunächst Schlabrendorf und seine Wohnung.

„Mir wird blau vor den Augen!" ruft Achaz, als er sie betritt.

„Das ist gut, mein Lieber! Das ist Absicht! In diesen Räumen, die ein Staatsmann, der sie gern besucht, Pension Himmelblau getauft hat, ist Blau die Grundfarbe des Lebens. Sie ist es auch auf den Tapeten."

Achaz staunt.

Achaz staunt. Ist Schlabrendorf ein Verrückter? Blau mit Silber, Blau mit Gold, Blau mit schwarzen und Blau mit gelben Vögeln . . . überall leuchtendes Papier!

„Ich muß Farben um mich haben. Ich habe in meinem Leben zu viel Grau gesehen und erlebt, zu viel Tragödien weinen hören. Hier ist mein Arbeitszimmer" — er öffnet die benachbarte Tür. — „Sie sehen ein Kapitel Weltgeschichte versammelt." —

Achaz betritt das Zimmer. Oder ist es das Arsenal eines pensionierten Archivbeamten? Von der Tapete ist nichts mehr zu sehen. Dafür kleben an den Wänden die Plakate: den Weg des Königstums bis zur Guillotine bezeichnend und in brennenden Anklagen, Aufrufen, kreischenden Volksszenen, papageienbunten Schreckensbildern aus den Stätten der Revolution, in Porträtzeichnungen der Marat, Robespierre, Danton, Desmoulins, Fouché, Tallien ein Zeitalter schildernd.

Die Türme von Zeitungen, die im Zimmer aufgebaut sind, fein säuberlich nach Jahrgängen geordnet, gruppieren sich in einer Ecke schwermütig und bestaubt um eine Holzsäule. Und auf der thront fürchterlich — aber nicht mehr gefährlich — eine kleine Nachbildung jenes Rasiermessers der Revolution, der Guillotine, die den geheimnisvollen Bewohner dieses Arbeitszimmers beinahe selbst einmal um ein Haar vernichtet hätte . . .

Aber jetzt zündet dieser Einsame die gestopfte Pfeife an und macht sich am Schreibtisch an die weitere Niederschrift seines Buches, das er „Napoleon und das französische Volk" nennt und das nun fertig werden wird nach dem Sturz des Kaisers. Seine Geschichtsschreibung ist peinlich genau und gründlich.

Schlabrendorf ist ein Deutscher. Er ist nach Paris geweht worden wie ein verlorenes Samenkorn, das der Wind statt auf die Feldmark auf einen Felsen warf. Da war es dem Leben der anderen Geschöpfe verloren, da fand es auf dem Stein irgendwo ein Stückchen Erde, da wurde es dennoch ein Baum, ein knorriger, eigentümlich gewundener Stamm mit einer sonderbar verdrehten Krone . . .

In dem bärenhaften Körper wohnt ein ungewöhnliches Zartgefühl. Schlabrendorf fällt es nicht ein, das Zusammensein zwischen Mutter und Sohn zu stören. Er entschuldigt sich für eine Weile und bleibt in seinem Arbeitszimmer.

Frau Therese hat sich auf dem Diwan niedergelassen und ruft Achaz neben sich. Sie leitet das, was sie sagen und erklären will, mit einem sanften Augenaufschlag ein. „Ich will mich nicht besser machen, als ich bin", erzählt sie. „Ich

will mich auch nicht rechtfertigen." Sie machte eine Pause. Vielleicht erfahre ich jetzt ihren Liebesroman im Hause Ullius, hofft Achaz. Aber er täuscht sich. „Die Vergangenheit wollen wir ruhen lassen!" fährt sie fort, und ihre Stimme klingt abweisend. „Sieh, mein Lieber, als jener Mann in mein Leben trat, dem ich nun mit Leib und Seele ergeben bin . . ."

„Wer ist es? Wie heißt er?" fragt Achaz — absichtlich mit dumpfem Groll.

„Es ist Pozzo di Borgo! Du kannst dir denken, daß ich, als er mir seine Liebe erklärte, meine ganze Vergangenheit ausstrich und verleugnete!

Achaz spielt Stummheit und Trotz. In Wirklichkeit erfüllt ihn Verachtung und Ekel.

„Ich begreife noch gar nicht!" entgegnet er gefaßt.

„Oder vielmehr — ich begreife nur das Allernotwendigste. Du hast mich also als unbequeme Erinnerung an deine Vergangenheit bei Pozzo di Borgo gar nicht erwähnt?"

„Liebster Junge" — nun ruft sie auch noch die Tränen zu Hilfe, stellt Achaz kühl fest und überläßt ihr seine Hände, die sie preßt — „sei nicht böse, wenn ich ein wenig selbstsüchtig war. Ich konnte nicht anders. Ich bekenne ehrlich meine Schuld. Aber jetzt ist es zu spät etwas zu ändern."

„Warum zu spät? Es ist nie zu spät!"

„Es ist zu spät!" In ihrer Stimme klingen Angst und Verzweiflung. „Oder willst du mich etwa anschwärzen anstatt wie ein Kavalier über meine Vergangenheit zu schweigen?"

Auch das noch, geht es Achaz durch die Gedanken. Sie scheint sich persönlich auch viel besser gemacht zu haben, als sie ist . . . Nun, mag sie! Ich trage die Verantwortung dafür ja nicht. Um so interessanter wird meine Rolle. — Ich werde mit hohem Einsatz spielen müssen. Diese Art Frauen müssen fühlen, daß man sie in der Hand hat. Plötzlich fällt ihm ein: Hortense von Ullius, die Unbekannte, was würde sie wohl sagen, wenn sie ihn hier sähe! Für sie, die er so gern kennen möchte, kann alles, was er von Frau Therese erfährt, höchsten Wert besitzen. Er lächelt. Frau Therese sieht, daß es ein höhnisches, überlegenes Lächeln ist, und sie überlegt den Preis, den sie ihm bieten muß . . .

Achaz aber erkennt, daß das Schicksal ihm noch einmal das Schachbrett zu einem gewagten, diplomatischen Spiel hinreicht. Pozzo di Borgo ihr Freund — er selbst als ihr Sohn zu der höchsten Forderung berechtigt — es gilt zu verlangen!

„Das Erbe am Rhein, die Ullius-Güter, sie sind sehr zweifelhaft geworden. Aber schließlich liegt mir daran weniger als an einer großen, diplomatischen Laufbahn. Ich igne mich nicht gut zum Landjunker. Gib mir also Gelegenheit zur Erfüllung meines Lieblingswunsches! Pozzo hat den größten Einfluß am Wiener Hof. Auch der Zar ist sein Freund. Er kann mich begünstigen und fördern. Er kann mich auf bedeutende Weise schon beim bevorstehenden Wiener Kongreß wirken lassen. Geschieht das alles für mich — dann werde ich schweigen und dir das Opfer bringen, in geheimen Stunden, wo uns niemand sieht, dein Sohn zu sein."

Frau Therese übersieht sofort die Vorteile seines Vorschlages. Pozzo di Borgo, dessen Liebe sie besitzt, dessen vielverzweigten gesellschaftlichen Verpflichtungen sie vorsteht, glaubt ja mit Inbrunst — er, der Mißtrauische, der als Liebhaber blind ist! — an ihre tadellose Vergangenheit, ihre fürstliche Abkunft, die sie ihm vortäuscht, an ihre glanzvolle Persönlichkeit — sie hat Talent zur Dame ganz großen Stils. Pozzo tut, was sie will. Er hat keine Zeit, darüber nachzudenken, ob etwas, das sie ihm sagt, wahr oder unwahr ist. Sie wird ihm den Sohn als entfernten Verwandten zuführen, ihn empfehlen, ihn als unentbehrlich bezeichnen.

„Du wirst Pozzos Privatsekretär! Verlaß dich darauf, liebster Junge! Und die andere Sache — das Erbe, die ist noch längst nicht zu Ende! Die Güter am Niederrhein sind zu wertvoll, um sie kampflos zu opfern. Laß mich nur machen, mein Junge!" Sie umarmt und küßt ihn.

Achaz überlegte, daß er es gar nicht besser antreffen konnte. Er wird auf dem Wiener Kongreß, die Männer und Gedanken der diplomatischen Geheimkunst kennenlernen. Er wird auf dem Parkett der Kaiser und Könige sein Lieblingsziel verfolgen können, an der Unabhängigkeit des Vaterlandes mitzuarbeiten, er wird endlich entdecken, ob wirklich der ermordete Freiherr von Ullius der Vater des Gefallenen war, in dessen Rolle er jetzt steckt, und ob er nicht doch etwa der Frau Therese Verfügungen hinterließ, die alles umstoßen könnten, was er, Achaz, bisher über die Angelegenheit Ullius erfahren hat . . .

„Gut!" sagt er. „Ich verspreche dir strengste Diskretion. Morgen reise ich nach Wien. Dort erwarte ich dich. Gib mir deine Adresse!"

„Du bekommst in Wien sofort Nachricht von mir. Ich reise übermorgen. Hier ist die Adresse des Hotels, wo du wohnen kannst!"

Sie verabschieden sich von Schlabrendorf. Er begleitet sie hinaus und gibt Achaz gute Ratschläge für die Reise. Frau Therese hat ihre Sicherheit wiedergewonnen. Über ihre Vergangenheit ziehen wesenlos die Nebel des Teufelsmoors.

*

Der Kutscher steckt das reichliche Trinkgeld ein.

„Küß' de Hand, Frau Baronin — Küß' de Hand — e Gaudi ist dös, so a Kongreß — den ganzen Tag fahren — merken 'S Ihnen: der Fiakerfranzl Nr. 26 bin i Immer zu Diensten! I fohr alleweil nur Minister. Und jeden Tag fohr 'i den Herrn Baron von Ullius."

Hortense Geraldi sieht den Franzl neben der Laterne stehen. Wie kann der Mensch so etwas sagen! Herr von Ullius! Der Dämon ihres Lebens! Der Betrüger, der Bruder", der sie friedlos gemacht hat. Der soll noch leben und gar hier in Wien sein . . . womöglich, um seine Erbschaftsangelegenheit auf dem Kongreß zu betreiben . .

Was tun?

Hortense zeigt dem Franzl plötzlich freudiges Erschrecken und ein strahlendes Lächeln.

„Der Herr von Ullius!" ruft sie. „Sieh mal einer an! Der ist ja ein alter Bekannter von mir! Wenn's nicht so spät wäre, würd' ich's versuchen, ihn zu treffen!"

„Spät!" lacht der Franzl. „Um zehn Uhr! Da fangt der Kongreß eh erst an, Walzer zu tanzen. Küß' die Hand, Frau Baronin, wenn's Ihna passen tät, fohr' ma halt nach Grinzing zum Oberleithner — wo der Herr Baron von Ullius dort jeden Abend sein' Schoppen trinkt — ganz allein im Hinterstübchen."

„Ganz allein?"

„Nit immer! Ab und zu hoat er a Madl bei sich, a saub'res feines Madl, wissen's! Hust' aber viel und sieht krank und hinfällig aus."

„Wie heißt denn das Fräulein?"

„Des woas i net. Hab' nie nix g'heert. I bin taub allweil, wenn's die Passagiere wünschen!"

Hortense überlegt eine Weile. Dann sagt sie kurz entschlossen: „Also, zum Oberleithner!"

Während der Wagen über das Wiener Pflaster rumpelt, gibt sich Hortense Rechenschaft über ihren ungewöhnlichen Schritt. Was will sie von diesem Ullius? — Sie denkt zurück, wie die preußischen Truppen einrückten, wie sie mit ihren Bauern die Befreiung feierte, wie eines Tages Lord Irving an ihre Tür klopfte und sie bat, mit nach Wien zu kommen und Tochterstelle bei ihm zu vertreten! „Wer soll denn in meinem Wiener Quartier die Gäste empfangen und bewirten, mit denen ich im Auftrag unseres Kongreßvertreters Castlereagh Verhandlungen führen muß? — Ich bitte Sie, tun Sie dies noch für den alten Mann und kommen Sie mit! Pozzo ist unzuverlässig. Ich werde ihm auf die Finger sehen. Er hat versprochen, den Kaiser und Metternich für Ihre Sache zu interessieren, aber viel richtiger ist es, daß der König von Preußen in die Sache eingeweiht wird und die Erbschaftsansprüche des angeblichen Ullius durch sein Machtwort als Sieger beseitigt! So klein die Angelegenheit, am ganzen gemessen ist, so bleibt sie doch auch gegenüber Hollands Grenzwünschen eine preußische Sache; denn Ihr nördlichster Pachthof würde, wenn Metternichs letzter Vorschlag über die holländische Grenzberichtigung durchgeht, an Holland verloren gehen. Also Vorsicht! Sie müssen mit dabei sein, wenn die Lose fallen!" — Diese ringende Notwendigkeit hatte Hortense eingesehen und war Irving nach Wien gefolgt.

(Fortsetzung folgt!)

Georg hört Liebe mit.

Eine lustige Geschichte von Maré Stahl.

„Die geteilte Wohnung ist eine Zeiterscheinung", sagte Georg tröstend zu sich selbst. Das hinderte nicht, daß er wütend auffuhr, als der Fernsprecher nebenan läutete. Es läutete gerade hinein in den gefühlvoll von Herrn Braun, der seines Zeichens Klavierspieler war, gespielten Schlager. Das Spiel brach jäh ab. „Na, schön", dachte Georg, „jetzt wird endlich mal jemand ihn wegen des blödsinnigen Klavierspiels zur Rede stellen."

Er wartete darauf, daß Herr Braun losdonnern würde, und er als mittlerer Mieter einer geteilten Wohnung, wobei das mittlere sich auf die räumliche Einteilung und nicht auf seinen Wert als Mieter bezog, würde das Vergnügen haben, alles mit anzuhören. Er war überhaupt verurteilt, alles mit anzuhören, was sich in den beiden Wohnungen links und rechts von ihm begab.

Aber Herr Braun schwieg. Er lauschte anscheinend andächtig in das Telephon hinein, während eine Frauenstimme auf ihn einsprach. Es dauerte eine ganze Weile, bis Georg feststellte, daß diese Stimme aus der Wohnung links kam und Fräulein Maria-Anna gehörte, die ebenfalls telephonierte.

Fräulein Maria-Annas Stimme sagte also: „Guten Morgen, Herr Baron, ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich das Armband wiedergefunden habe, es hing am Verschluß meiner Handtasche."

„Sieh — sieh, ein Baron", dachte Georg, „Fräulein Maria-Anna hat einen Baron aufgegabelt", und er dachte lächelnd an den blonden Lockenkopf der kleinen Modistin.

Zu seinem Erstaunen antwortete die Stimme von Herrn Braun: „Darüber bin ich ja ganz außerordentlich glücklich, gnädiges Fräulein. Ich war ganz außer mir, daß Sie in meiner Gesellschaft das Armband verloren haben."

Georg überlegte, ob er recht gehört hatte, — sprach da nicht Fräulein Maria-Anna mit Herrn Braun?! Seit wann kannten die beiden sich denn — und seit wann war Herr Braun ein Baron?

Fräulein Maria-Anna sagte: „Es ist alles in Ordnung, das wollte ich Ihnen nur sagen, was läge denn auch schon daran?" Georg wußte gar nicht, daß Maria-Anna in der Lage war, so ohne weiteres goldene Armbänder zu verlieren, er dachte an ihre Wohnungseinrichtung, die er von seinem Balkon aus sehen konnte: eine Couch, sechs Hyazinthengläser und ein Perserkater, wobei man in Betracht ziehen mußte, daß der Kater gar nicht recht zur Einrichtung gezählt werden konnte.

Herr Braun schien aber ebenfalls durchaus vom Unwert des Goldes durchdrungen zu sein, denn er sagte: „Natürlich, natürlich, — ich meine nur den ideellen Wert."

„Selbstverständlich", sagte Maria-Anna, „der ideelle Wert!"

„Was haben die beiden nur", dachte Georg erstaunt, „und warum telephonieren sie denn, wo sie doch fast Tür an Tür wohnen." Aber dann fiel ihm ein, daß beide Wohnungen Ausgänge nach verschiedenen Straßen hatten und daß es möglich sei, daß sie sich gar nicht genau kannten.

„Und was tun gnädiges Fräulein jetzt?" fragte Herr Braun.

„Ich fahre jetzt aus", sagte Maria von oben herab, „mein Wagen wartet schon!"

Georg reckte den Hals, aber die Straße auf und ab konnte er nichts von einem Auto sehen, alles war öde und leer. „Entweder bin ich oder die beiden sind verrückt", dachte er und streckte sich wieder im Bett aus, denn es war noch früh am Morgen.

„Einen Augenblick", bat Herr Baron Braun, „darf ich Sie vielleicht heute sehen und sprechen?"

Eine Pause entstand in Maria-Annas Zimmer, dann sagte sie mit einem kleinen Zittern in der Stimme: „Ich bin zwar sehr besetzt, aber heute abend komme ich um sieben Uhr aus dem Modesalon Cleo. Ich habe dort einige Toiletten bestellt. Wenn Sie wollen, erwarten Sie mich, bitte, vor der Tür."

„Vielen, vielen Dank", rief Herr Braun, „also heute abend um sieben."

Man hörte, wie links und rechts die Hörer aufgelegt wurden. — „Das ist komisch", dachte Georg, „was ist nur in die beiden gefahren?" Es ging ihn zwar gar nichts an, aber er war doch neugierig geworden. Schließlich lebte er mit beiden Wand an Wand.

Kurz darauf hörte er, wie seine Nachbarin aus dem Hause ging. Es war neun Uhr, wahrscheinlich ging sie ins Geschäft. Gleich darauf klappte Herr Braun den Deckel seines Klaviers zu und begab sich zur Probe.

*

Abends stand Georg vor einem Schaufenster des Ateliers Cleo und beobachtete Herrn Braun, der zwei Schaufenster weiter sich aufgebaut hatte und den Eingang im Auge behielt. Fünf Minuten nach sieben kam Maria-Anna herausgeschwebt, sie trug einen fabelhaften Mantel und einen ganz verwirrenden Hut, der einem die Sprache verschlug, — geradewegs aus der Auslage geholt!

Herr Braun starrte sie stumm und begeistert an. Er trug schon den Smoking, den er abends zum Spielen in der Tanzkapelle anhaben mußte, und Georg sah, wie die kleine Modistin ihn mit einem scheuen Blick maß. Daß der Mantel, den er darüber trug, etwas abgeschabt war, schien sie nicht zu bemerken. Er hörte noch, wie Maria-Anna sagte: „Ich habe den Wagen fortgeschickt", und Herr Braun antwortete: „Und mein Wagen ist in Reparatur." Darauf gingen beide die Straße nach dem Park zu Fuß hinunter.

Georg sah ihnen kopfschüttelnd nach.

Am nächsten Morgen wartete er schon lange auf das Klingeln des Telephons. Diesmal war es der Klavierspieler, der bei Maria-Anna anrief. Aber sie war schlechter Laune. Sie fragte spitz: „Nun, haben Sie sich gestern noch gut amüsiert, Herr Baron?"

Und der Herr Baron antwortete: „Es war eine reichlich fade Angelegenheit. Man tut, was man muß."

„Sehr richtig!" dachte Georg — und dann redeten beide noch etwas hin und her, aber es war kein rechter Zug in der Geschichte. Schließlich hängten beide ab.

*

Georg überlegte, warum die Menschen wohl eine so große Sucht hatten, sich für mehr auszugeben, als sie waren. Er fand, daß sich diese beiden Leutchen das Leben zur Qual machten. Am nächsten Tag hörte er Maria-Anna ruhelos im Zimmer auf und ab gehen. Sie schrie ein paarmal den Perserkater an und klapperte laut und erregt mit dem Geschirr.

Herr Braun rannte ebenfalls im Zimmer hin und her wie ein gereizter Löwe. Ab und zu schlug er ein paar Töne auf dem Klavier an, ließ es aber sofort wieder bleiben. Zweimal läutete bei ihm das Telephon, und Georg hörte, wie der Nachbar eilfertig zum Apparat stürzte; einmal flog sogar ein Stuhl um, aber beide Male war es etwas anderes, einmal war es eine Fehlverbindung und das andere Mal ein Gläubiger, den Herr Braun mit vielen Worten beruhigte. Maria-Anna ging nicht ins Geschäft und Herr Braun nicht zur Probe. Sie rannten auf und ab und waren unglücklich.

Georg war es auch. „Lange ertrage ich das nicht mehr", dachte er grimmig, „da muß etwas geschehen". Er dachte lange und angestrengt nach. Dann schlich er sich zum Telephon, drehte ganz leise die Nummernscheibe und wählte die Nummer Maria-Annas. Als sie sich meldete, flüsterte er in den Apparat hinein, so daß Herr Braun drüben es auf keinen Fall hören konnte: „Wissen Sie schon, daß der Herr Baron gar kein Baron ist." Als Antwort geschah drüben ein kleiner Schrei. Dann rief ihre Stimme: „Wer sind Sie denn?" Aber da hatte Georg schon wieder abgehängt.

Nach einer kleinen Weile wählte er ebenso leise die Nummer des Herrn Braun: „Wissen Sie schon, daß Fräulein Maria-Anna keinen Wagen hat, sondern nur eine kleine Modistin ist?" Herr Braun schrie: „Das ist ja großartig!" Aber dann fragte er: „Was geht das eigentlich Sie an." Aber da war Georg schon aus der Leitung.

Er saß und wartete. Einen Augenblick später läutete drüben das Telephon bei Maria-Anna. Herr Braun sagte: „Verzeihen Sie, bitte, daß ich Sie erst heute anrufe, aber ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen."

„Das trifft sich sehr gut", sagte Maria-Anna, „ich möchte ebenfalls gern mit Ihnen sprechen."

Beide schwiegen ein Weilchen. Dann begann Herr Braun: „Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich kein Baron bin, sondern Braun heiße; ich glaube, Sie haben mich da bei der Vorstellung mißverstanden."

Maria-Anna atmete tief auf. „Und ich wollte Ihnen sagen, daß ich gar kein Auto besitze. Ich sagte das nur, weil mich der Titel so eingeschüchtert hatte, da wollte ich Ihnen imponieren." Beide fingen herzlich an zu lachen. Georg lachte lautlos mit.

„Darf ich Sie vielleicht besuchen?" fragte Herr Braun.

„Aber bitte", antwortete Maria-Anna, „Gartenstraße Nr. 7, vier Treppen."

„Wie?" rief Herr Braun, „da wohne ich ja auch."

„In der geteilten Wohnung?"

„In der geteilten Wohnung!"

Beide lachten wieder.

„Ich habe mich so geschämt", sagte Herr Braun, „ich hätte mich nicht gemeldet, aber irgend jemand hat bei mir angerufen und mir gesagt, daß Sie Modistin sind."

„Bei mir hat auch jemand angerufen", rief Maria-Anna, „er sagte, daß Sie kein Baron seien."

Eine Stille entstand. „Und jetzt weiß ich auch", sagte Maria-Anna, „wer angerufen hat. Können Sie es sich denken?"

„Ich glaube, ich kann es mir denken", rief Herr Braun, „so ein Gauner!"

„Still — still", bat Maria-Anna, „er kann ja alles hören; außerdem verdient er wirklich Lob. Aber ich schämte mich wirklich."

„Ich schäme mich noch", sagte Herr Braun.

„Wollen wir ihm das sagen?" fragte Maria-Anna.

„Einen Augenblick", bat Herr Braun, „rufen Sie jetzt so laut wie ich — los, beide zusammen: Eins — zwei — drei: Ich schä—me mich!"

„Danke — danke!" sagte Georg ganz laut und verbeugte sich links und rechts nach beiden Wänden.

Humor aus Irland.

Mike Braggard: „Im Blarney-Fluß gibt es derart viele Fische, daß man sie mit einem Kübel herausschöpfen kann!"

Pat Boaster: „Das ist noch gar nichts — bei uns im Liffey-River sind Fische in solchen Mengen, daß man sie wegschieben muß, wenn man einen Kübel voll Wassen haben will!"

*

„Die Trunksucht ist der Fluch eures Lebens", sagte der irische Prediger, „denn im Alkoholrausch seid ihr viel schneller zu Raufhändeln mit dem lieben Mitmenschen geneigt. Und ihr greift viel eher zum Schießprügel. Und dann — trefft ihr ihn doch nicht!"

*

„Schreiben Sie bitte recht deutlich auf die Medizinflaschen", sagte Farmer Giles, „welches Tränklein für meinen Gaul und welches für meine Frau ist — nicht daß mir das Pferd vor der Frühjahrsbestellung krepiert!"

*

Rafferty, der Vorarbeiter: „Begorrah-Dolan, können Sie nicht noch mehr Ziegel schleppen!"

Dolan: „Geht nicht. Mir ist heute nicht wohl. Mich schüttelt es am ganzen Körper!"

Rafferty: „Dann sind Sie ja gerade richtig in Form für die Arbeit am Sandsieb!"

*

Polizist: „Was stehen Sie immer hier herum, Mann? Haben Sie nichts zu tun? — Nein? — Schön, machen Sie, daß Sie weiterkommen! Wenn alle auf einem Fleck stehen bleiben würden, könnte keiner mehr am andern vorbei!"

*

Pat Flanagan las in der Zeitung, daß nach statistischen Berechnungen bei Eisenbahnkatastrophen der letzte Wagen stets zerdrückt würde. „Begorrah, dann sollen sie doch den hintersten Wagen weglassen!"



Bunte Chronik



Wanderdünen bedrohen Bordeaux.

In Frankreich bemüht man sich zur Zeit, die großen Wanderdünen, die etwa 65 Kilometer südwestlich von Bordeaux vorhanden sind und ständig an Ausdehnung zunehmen, zu befestigen. Vor etwa 80 Jahren noch waren sie etwa 70 Meter hoch. Heute haben sie bereits eine Höhe von 120 Metern erreicht, und sie wachsen sichtlich weiter. Dabei dehnen sie sich über immer weitere Landstrecken aus. Wenn ihrem Vorrücken und ihrem Wachstum kein Einhalt getan wird, dann bedrohen sie schließlich die in der Nähe liegenden menschlichen Siedlungen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts schätzte ein französischer Geologe, daß diese Wanderdünen in etwa 2000 Jahren Bordeaux erreichen und unter sich begraben würden. Der Mann war vielleicht ein bißchen zu pessimistisch, aber des beständige Vorrücken der Dünen beunruhigt die Bevölkerung doch in erheblichem Umfange. Ein Haus z. B., das 1932 noch bewohnt war, ist heute vollkommen von dem vorrückenden Sand bedeckt, und große hochgewachsene Bäume, die 1900 noch im freien Gelände standen, ragen heute aus den Dünen nur noch mit den Spitzen hervor.

Ein Deutscher auf englischen Briefmarken.

Die englischen Briefmarken, die König Eduard VII., den Großvater des jetzigen Königs, zeigen, sind zwar keine Seltenheit, aber eine „Fälschung". Denn der Kopf, den sie tragen, ist nicht der Kopf des Königs, sondern eines Doppelgängers. Der König war allerdings mit dieser Vertauschung einverstanden.

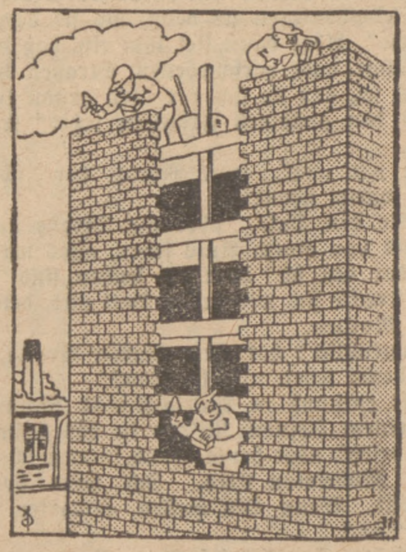
Denn als die alte Queen starb und Eduard VII. den Thron bestieg, mußten rasch Briefmarken mit dem Kopf des neuen Königs beschafft werden. Man beauftragte mit der Zeichnung einen Schweizer Künstler, der aus heute unbekannten Gründen nicht nach England kommen konnte. Ebensowenig war der König abkömmlich, und so fand man den Ausweg, den Doppelgänger des englischen Königs, einen deutschen Geschäftsmann namens Hugo Görlitz aus Witten in Westfalen, der in London lebte, als Modell nach der Schweiz zu schicken, damit der Künstler seinen Kopf für die Briefmarken zeichnen konnte. So ist es zu erklären, daß ein Deutscher an Stelle des englischen Königs auf die Briefmarken kam.



Lustige Ecke



Der langsame Maurer.



„Das ist doch unheimlich, was ihr für Eile habt!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.